

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 68 (1978)

Artikel: "Semi-niszenzen" : 1954-1958, Erinerrungen an das Lehrerseminar nach den Tagebüchern eines Seminaristen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Semi-niszenzen»

1954–1958 Erinnerungen an das Lehrerseminar nach den Tagebüchern eines Seminaristen

Der Eintritt ins Lehrerseminar

Es war im Februar 1954, als «die Bewerber für den Eintritt ins Lehrerseminar Rorschach» die Mitteilung erhielten, dass sie aufgrund des Prüfungsergebnisses ins Seminar aufgenommen werden könnten. Die Zulassung erfolgte «grundsätzlich nur provisorisch und die Probezeit dauerte bis Ende Juni».

Am Montag, den 26. April 1954, stieg ich mit anderen angehenden Lehrern die Strasse vom Hafbahnhof gegen Mariaberg hinauf. Damals noch aus dem ganzen Kanton zusammengeströmt, waren sie alle mit Koffern, Mappen und den dazumal beliebten Sportsäcken beladen. Beim Warten vor dem barocken Portal des ehrwürdigen Klosterbaues auf Mariaberg wurde mir bewusst, was für ein vielgestaltiges Gebilde unser Kanton St.Gallen ist. Zum erstenmal hörte ich die verschiedenen Dialekte; mit manchem, der die Sprache der Rheintaler redete und das Fluchen wohl früher gelernt hatte als das Beten, sollte ich im Laufe der vier Jahre ebenso befreundet werden wie mit jenen, die von ennet dem Ricken kamen und eine Art Züritütsch sprachen oder mit den Oberländern, deren Sprache an Winterferien und Graubünden erinnerte.

Der erste Schultag

So standen wir, vereint aus allen Teilen dieses seltsamen Kantons von Napoleons Gnaden, warteten und suchten die ersten Kontakte. Ein Rundgang durch das düstere Gebäude konnte mich ebensowenig erheitern wie die Figur des Verwalters oder die Ansprache des Direktors nach dem Mittagessen.

Und doch hatten für mich damals jene vier Jahre begonnen, welche ich in meinen Tagebüchern als «die schönsten meines Lebens»

bezeichnet habe. Dabei dachte ich weniger an die Lehrer und ihre Lektionen, als vielmehr an das Leben ausserhalb der Schulzeit in Studien- und Speisesaal, in Schlafsaal und «Bude» oder vor allem dann in der eigenen Wohnung im Städtchen!

Im Speisesaal

Zum Mittagessen versammelten wir uns im Speisesaal, wo mir weder die vier kräftigen Rundpfeiler noch die zehn einfachen Sternengewölbe besonderen Eindruck machten; die Bedürfnisse des Magens waren stärker als jene des Geistes – und das sollte leider während der ganzen vier Jahre so bleiben . . .

Sechs Burschen tafelten miteinander an einem Tisch, und ein Viertklässler wirkte als «Tischvater». Dieser hatte die Aufgabe, uns Gabel und Messer handhaben sowie überhaupt anständig essen zu lehren. Über der ganzen Tischgemeinschaft ruhte der strenge Blick des Verwalters, welcher mit einer Schar Auserwählter an einem langen Tisch inmitten seiner Herde das Essen zu sich nahm.

Wir mussten es erstaunlicherweise nicht selber holen, sondern der Hauswart und sein Gehilfe trugen die Platten auf den Tisch. Da konnte es vorkommen, dass der eine seinen Finger etwas zu weit in die Schüssel hielt. Von einem Semi daraufhin angesprochen: «Herr Bawidamaa, Si händ de Duume im Öpfelmues!» – erwiderte dieser trocken: «Macht nüt, s isch jo nüme warm . . .»

Der «Frass», wie das Essen respektlos hiess, war währschaft und gut, und Hunger zu leiden hatten wir nicht. Einzig die Gerberchäsli, welche es täglich zum Zvieri gab, oder die das ganze Haus verstinkenden Freitagsfische verleiteten mit der Zeit. Besonders gerne sahen wir dafür im Herbst den frischen Most auf den Tischen stehen, der leider nur zu selten den langweiligen Lin-

denblütentee ersetzte, welcher jahraus, jahrein in grossen weissen Beckeln zum Zvieri ausgeschrieben wurde.

Ein Lehrer

Die rund sechzig Schüler des Jahrgangs wurden in zwei Klassen eingeteilt. Von den zwölf Mädchen und achtzehn Knaben meiner Klasse kamen neun aus dem Fürstentland, drei aus dem Toggenburg, fünf aus den Bezirken Gaster und See, je drei aus dem Sarganserland, dem Rheintal und dem Thurgau sowie je einer aus dem Werdenbergischen, Appenzell-Ausserrhoden, Glarus und Baselland.

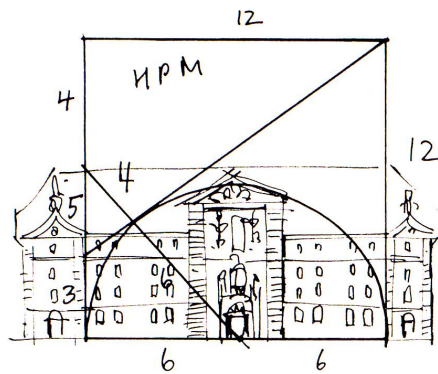
Nach der Einteilung begann am Nachmittag des ersten Tages bereits der Unterricht mit Kirchengesang im Musiksaal, der in seiner farbenprächtigen Schübigkeit einen eher jämmerlichen Eindruck machte.

Ein weiteres Fach, das uns gleich am ersten Schultag in Anspruch nahm, war Rechnen. Da machten wir die Bekanntschaft mit jenem Lehrer, der im Laufe der vier Jahre es wie kein anderer verstehen sollte, Wissenschaft und Muse miteinander zu verbinden. Es war der Oechs: Als ebenso tüchtiger Mathematiker wie Astronom, verstand er meisterhaft auf der Laute zu spielen oder das Monochord erklingen zu lassen. Kein Geburtstag verging, ohne dass nicht ein heiteres Lied gesungen wurde: Wenn eine tannige Hose hät, s Ramseier-Lied, Es waren zwei Königskinder und wie sie alle hiessen. Dazu sang Oechs seine selbstgedichteten Strophen oder trug lustige Schüttelreime vor.

Oechsens Mathematikstunden gehören zur bleibenden und besten Erinnerung an die Seminar-Zeit. Dabei weiss ich von arithmetischen Gleichungen und geometrischen Formeln nichts mehr. Geblieben aber ist das, was er beispielsweise über die Harmonik in der Architektur des Rorschacher Kornhauses und die Entdeckung der Pythagoreer, dem von ihnen gefundenen Urphänomen der Akustik, lehrte. Und er brachte es fertig, dass schüchterne Mädchen, die vor der «Mati» richtig Angst hatten, auf einmal gerne in Arithmetik- und Geometriestunden gingen!

Im Studiensaal

Das Wort Emanzipation hatte damals noch keine solche Bedeutung wie heutzutage, und die wenigsten von uns wussten, was es überhaupt meinte. Klar war nur, dass am Semi



nar «wir Männer die Unterdrückten» waren! Diese «Repression» – ein Wort, das noch unbekannt war – zeigte sich darin, dass die Knaben, mit Ausnahme der Viertklässler, intern hausen mussten, die Mädchen jedoch nach der Schule das «Kloster» verlassen und extern wohnen durften – im Städtchen, bei irgendeiner mehr oder weniger besorgten Schlummermutter oder gar zu Hause, weitaub vom Geschütz.

Wir armen Teufel hingegen erhielten schon am ersten Tag als Quartier Studiensaal und Schlafsaal zugewiesen – wo wir aber herrlich und in Freuden lebten. Der Studiensaal lag im ersten Stock des Westflügels und war geschmückt mit einem prächtigen Portal. Hier erhielt jeder Semi ein altmüdiges Pult zugeteilt sowie den dritten Teil eines Kastens.

Die Schule dauerte an den Nachmittagen gewöhnlich bis vier oder sechs Uhr. Nach den Lektionen hatten wir uns zum Studium in ebendiesem Saal einzufinden. Im selben Raum verbrachten wir von nun an einen grossen Teil des Tages, wobei es mit dem Studieren so eine Sache war. Theoretisch wäre es wohl möglich gewesen (und geschah es zeitweise auch); praktisch jedoch fühlten sich die verschiedenen Individuen oft zu allem anderen aufgelegt, und weil weder des Geistes nötige Reife uns dazu trieb, noch eine Aufsicht für Ruhe und Ordnung sorgte, herrschte meistens ein ebenso reger wie fröhlicher Betrieb.

In den ersten Tagen fühlte sich allerdings ein mit dem Hause bereits vertrauter Zweitklässler berufen, freiwillig als Aufsichtsperson zu walten. Das mickerige Bürschchen streckte zwei- oder dreimal seinen Kopf durch den Türspalt und forderte uns mit feiner Stimme auf, ruhig und fleissig zu sein. Ich weiss nicht, war es seine Stimme oder seine Physiognomie, die einem Klassenkameraden, einem Bauernsohn vom Ricken herunter, missfiel. Als der lästige Mahner

wieder einmal auftauchte und den Saal betrat, packte der stämmige Bursche, der schon von manchem Jungschwinget als Sieger heimgekehrt war, den Zweitklässler am Kragen und am Hosenboden und hielt ihn durch das offene Fenster an die frische Luft mit der Bemerkung: «Wenn du no ainisch chunsch, loh di gheie!» Von da an hatten wir Ruhe im Saal – wenigstens vor den fremden Eindringlingen!

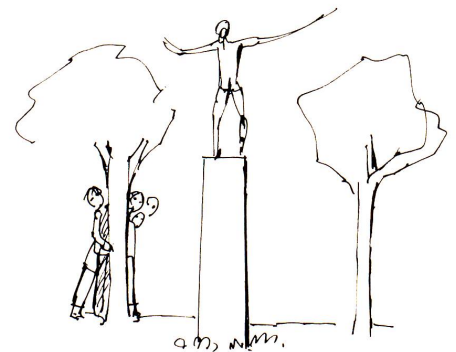
Abendessen und Rundgang

Das Abendessen um sieben Uhr war eine willkommene Unterbrechung des Studiums – die anschliessende Freizeit bis acht Uhr leider nur halbwegs frei. Wir durften uns nämlich bloss noch auf einem kurzen Rundgang um das Seminar bewegen und nicht etwa ins Städtchen hinabsteigen zu Kneipenbesuch oder romantischer Gondelfahrt auf dem See. Statt dessen konnten wir auf einem langweiligen Spaziergang, der, nomen est omen, am Friedhof vorbeiführte, die Beine vertreten – und auf dem ganzen Weg sahen wir nichts als unseresgleichen in kleinen Gruppen diskutierend einherwandeln.

Wie ungleich die Behandlung der Geschlechter vor zwanzig Jahren noch war, beweist auch die Tatsache, dass wir Semi während der ersten zwei Jahre nur über Mittag, am Mittwoch- und Samstagnachmittag bis gegen Abend und am Sonntag «ins Kaff» durften!

Die Schwebende

Dass die Seminarverwaltung uns ungenügend ins Städtchen gehen liess, war völlig berechtigt. Was drohten uns doch gerade in jenen Jahren für ernste Gefahren hinsichtlich Sitte und Moral! Im Sommer 1954 hatte nämlich der Gemeinderat von Rorschach beschlossen, eine Plastik, «Die Schwebende», anzukaufen. Der Ankauf als solcher hätte



nicht geschadet, wenn nur diese nackte Frauensperson etwa in einer Pfahlbauerhütte im Heimatmuseum unter dicken Büffelfellen untergebracht worden wäre. Nun hatte aber die sittenlose Rorschacher Obrigkeit die unmoralische Idee, diese Nackedei ausgerechnet im Seepark aufzustellen, wo die züchtigen Mädchen vom Stella Maris und die Knaben vom Lehrerseminar ihre Spaziergänge machten und wo jedermann dieses Kunstwerk sehen konnte. Dass ein solches Unterfangen des Gemeinderates «das sittliche Empfinden weiter Volkskreise verletzte», versteht sich. Als die Bronze-Figur ein Jahr später im Seepark «losgelöst von Erdschwere» schwebte, wagten wir Tugendbolde kaum hinzuschauen, und viele wurden rot bis hinter die grünen Ohren beim Anblick von soviel Erotik aufeinmal...

Beizenkehr

Die kurze Mittagszeit benutzten wir oft für allerlei Einkäufe, etwa bei Eggmanns in der Papeterie, wo eine allzeit freundliche Bedienung uns gerne verweilen liess.

An den Wochenenden fanden jene Schüler, die nicht nach Hause fuhren, Zeit zu grösseren Unternehmungen. In kleinerem Kreise bildete man sich besonders gerne wirtschafts-geographisch weiter, und weil in diesem Fache Rorschach eine grosse, recht verschiedenartige Zahl von «Lehrmitteln» anzubieten hatte, musste vorerst systematisch vorgegangen werden, indem beispielsweise an einem Samstagnachmittag nur die Wirtschaften einer bestimmten Strasse besucht wurden. Später, als die meisten Gaststätten Rorschachs bekannt waren, konnte der Lernprozess individualisiert werden, d.h. man konzentrierte sich auf einzelne Objekte mit besonders hübschen Subjekten, welche entweder als Töchterchen des Wirts oder als Serviertöchter einem besonders intensivem Studium unterzogen zu werden verdienten. Zu den ersteren gehörte der längst abgebrochene «Goldene Ochsen» oder die «Alte Oeli». – Mit der Zeit wurde der Aktionsradius erweitert und auch das nahe Goldach oder Staad heimgesucht, wo wir im «Schäfli» und im «Weissen Rössli» zukehrten.

Cantus

An gewissen Abenden versammelten sich die Seminaristinnen und Seminaristen, die kurz Besen und Semi genannt wurden, nach dem Nachtessen im Speisesaal zum

«Cantus-Singen». Auf dem alten Flügel spielten Seppli R. oder ein anderer begabter Pianist Studenten- und andere Lieder aus dem «Poly-Liederbuch» und führten uns dergestalt in die alte Burschenherrlichkeit ein.

Die Kenntnis dieses romantischen Liedschatzes machte sich bald einmal und lange vor der «Nostalgiewelle» bezahlt, indem wir die also gelernten Lieder mit der Zeit meisterhaft beherrschten und in dieser oder jener Wirtschaft laut und vielstimmig zur Freude der Gäste sangen. Dies trug uns für gewöhnlich die eine oder andere Runde Freibier ein und verbilligte unsere wirtschafts-geographischen Studien wesentlich.

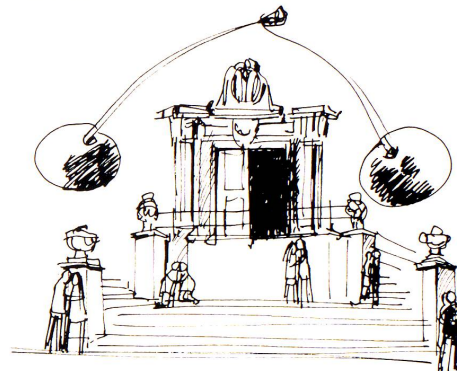
Verbindungen

Die alte Burschenherrlichkeit feierte übrigens in den fünfziger Jahren heitere Urstände, gab es doch 1954 drei Verbindungen, die sich als sogenannte Studentenverbindungen gerierten und Venetica, Rhetorica und Fides Rosacensis hiessen. Später kamen noch eine Libertas und ein CVJM-Verein dazu. Geschmückt mit Mütze und Band und den Utensilien versehen, welche für die Beachtung der Kneipgesetze und Zeremonien des «Allgemeinen deutschen Bier-Comments» nötig waren, hielten diese nachpubertären Knabenschaften ihre Stämme an den Mittwochnachmittagen in einer bestimmten Rorschacher Wirtschaft ab. Obwohl diese vaterländischen, der Tradition verpflichteten, auf Ruhe und Ordnung haltenden Verbindungen an alles andere als Revolte und Umbruch dachten, waren sie verboten und mussten im geheimen tagen. Meinen ersten Stamm erlebte ich im Dezember 1954 im Restaurant «Schweizerhof». Während der Seminarzeit, und auch später noch als «Alter Herr» eine Zeitlang, wurde die Sache heillos ernstgenommen, und mir bedeutete die Mitgliedschaft bei dieser Seminarverbindung sehr viel. Inzwischen sind diese Vereinigungen alle bis auf eine – wenn ich mich nicht täusche – dem Zeitgeist zum Opfer gefallen und infolge Mitgliedermangels eingegangen.

Sexualunterricht

Manchmal fand auch Sexualunterricht statt – welcher damals am Seminar bereits als Freifach figurierte – (im Gegensatz etwa zum weit nützlicheren und nötigeren Englisch). Diese offiziöse Sache war aber graue Theorie und spröd wie ein medizinisches

Lehrbuch, und niemand hatte Spass daran. Wesentlich vergnüglicher waren die Unterrichtsstunden der höheren Semester. Hier erinnere ich mich an eine Lektion, die Kilian St. an einem schönen Sommerabend einer vor dem Hauptportal versammelten Schar von Erstklässlern gab, wobei er den Kuss an sich behandelte und riet, den Auftakt dazu am besten mit einer Kirsche zu machen – ohne allerdings den hinter ihm stehenden Verwalter zu bemerken, der, nachdem Kilian seine theoretischen Aus-



führungen beendet hatte, diesen und uns auf die Schändlichkeit solch nichtswürdigen Tuns mit ziemlich lauter Stimme hinwies. Ganz aufs Praktische ausgerichtet – sozusagen ein «Unterricht auf werktätiger Grundlage» – waren die Privatstunden, welche die lieblichen Besen uns erteilten.

Im Schlafsaal

Geschlafen wurde in einem Schlafsaal, welcher sich im zweiten Stock des Westflügels unter dem Dach befand. In Nischen zu zwei Betten und zwei Schränken verteilt, schliefen hier die Erst- und Zweitklässler. Die letzteren übten die Herrschaft aus in diesem Territorium – was wir bereits in der ersten Nacht zu spüren bekamen, als sie uns mit dem beliebten Scherz des «Nesterkehrens» bekannt machten: Um Mitternacht wurden allen Erstklässlern die Matratzen umgekehrt. Die auf derart unsanfte Weise jäh aus dem Schlaf Gerissenen hatten sich gegen den Waschraum hin aufzustellen und Ansprachen und Mahnreden der Herren Zweit- und Drittklässler anzuhören. In Erinnerung blieb mir besonders jenes Gebot, welches besagte, es sei streng verboten, mit den Mädchen herumzustehen oder gar auf dem See Boot zu fahren.

Wer sich muxte, wurde herausgepickt und mit Strafen gezüchtigt, wobei Liegestütze

noch das Harmloseste waren. Ohne besonderen Mut ausgezeichnet, verhielt ich mich möglichst ruhig und versuchte, nicht aufzufallen, insbesondere darum, weil es die Mächtigen auch dieses «Staates» weit eher auf die Kleinen und Schmächtigen abgesehen hatten und sich eigentlich kaum an die Dicken und Schwinger wagten. Deshalb trug ich von diesem oft turbulenten Nachtleben des Schlafsaals keine bleibenden psychischen Schäden davon.

Anders erging es Güscht, der seinem späteren Übernamen «Juan» schon in der ersten Woche gerecht wurde und gleich mit zwei Besen den Mittwochnachmittag gondelnderweise auf dem See verlebte. Von älteren Semis dabei ertappt, hatte der arme Kerl am Abend im Schlafsaal nichts zu lachen; er wurde vor die gestrenge «Schliessjazzi» zitiert.

Eine andere Szene ist mir noch in Erinnerung, als eines Nachts wir selber ans «Nesterkehren» gingen und einen Kameraden drannahmen. Nachdem wir seine Matratze gekehrt hatten, kroch er aus dem Wirrwarr von Decke, Leintuch und Matratze hervor und schlaftrunken, aber mit weitaufgerissenen Augen fuhr er uns aus der Tiefe seiner rheintalischen Seele an: «Ehr hueren Affe!» Drehte sich um und schlief auf dem gänzlich durcheinandergebrachten Bettzeug sofort wieder ein.

Am Morgen

Der Tag begann frühmorgens um sechs Uhr (im Winter um halb sieben), in dem Herr Bawidamann die Schlafsaaltüre möglichst geräuschvoll aufstieß und in den Saal rief: «Ufschtoo, Ziitt!» Mit dem Schlüsselbund klingelnd hinkte er ohne weitere Ansage durch den Mittelgang.

Ich habe diesen Hauswart in guter Erinnerung: Immer ruhig und gelassen verrichtete «Bawides» seine nicht einfache Arbeit. Man sah ihn selten böse, und einen Spass verstand er gut, sogar dann, wenn er geschmacklos war: Als ein vorlauter Semi sich einmal erfrechte und im Schlafsaal unter der Decke hervor fragte: «Herr Bawidamaa, darf i nöd s Monogramm i Ehres Holz bei schnitze?», erhielt er die kurze und trübe Antwort: «En freche Siech send Ehr, ond säb send Ehr!»

Auf der Bude

Offenbar weil ich die Sonntage meistens in Rorschach verbrachte, gehörte ich am Ende

der ersten Klasse zu jenen Glücklichen, die beim Übertritt in die zweite Klasse den Schlafsaal mit einem Zimmer vertauschen durften, welches ich dann zusammen mit Fredi M. vom März 1955 bis März 1956 bewohnte. In meinem Tagebuch ist es beschrieben: «Gehe ich im Ostflügel den langen, dunklen Gang entlang, so ist unsere Bude die Nummer zwölf. Sie liegt links und ihr Fenster geht gegen den Park, nicht gegen den Hof hinaus. Das hat den Vorteil, dass man sie bequemer und vor allem weniger beobachtet ersteigen kann. An der Wand mit der Türe steht ein alter, braungebeizter, mit vielen Kratzern versehener zweiteiliger Kleiderschrank, auf welchem Koffer, Schachteln, Papierrollen und anderer Plunder liegen. An den beiden Seitenwänden stehen je ein einfaches Büchergestell und ein starkes Eisenstabbett, gegen das Fenster hin ein Tisch und vier Stühle; auf dem Tisch herrscht das durch den schulischen Alltag geschaffene Durcheinander. Bilder und allerhand Kriegswerkzeuge schmücken die Wände, Blumen und Grünpflanzen, Gestelle und Tisch. Die Bude ist alt und im oberen Drittel mit einer hässlichen Tapete überzogen. Sie scheint als Rauchsalon sämtlicher anderer Budenbesitzer zu gelten.»

Das Leben in einer Bude hatte gegenüber dem Hausen in Studien- und Schlafsaal zahlreiche Vorteile. Man war nicht mehr der Masse ausgeliefert, sondern konnte in ruhiger Zweisamkeit seine Studien- und Freizeit verbringen.

Freizeit

Wir hatten viel Zeit, die wir gerne ausfüllten mit kleineren und grösseren Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung Rorschachs. Besonders beliebt waren die Fahrten zu den romantischen Orten des deutschen Bodenseeufer. Einmal ging es zu Fuss um den See, ein andermal mit Autostopp über Landsberg nach Ulm. (Diese zweitägige Fahrt mit Freund Max kostete mich, Kost und Logis in der Jugendherberge zu Ulm eingerechnet, im Mai 1956 ganze fünf Franken!)

So etwas wie ein «politisches Bewusstsein» hatten die wenigsten von uns, wie auch kaum jemand sich schon politisch engagierte. Fast alle lebten gänzlich kritiklos und unpolitisch in den Tag hinein und betätigten sich lieber «altheidelbergisch» in einer der fünf Seminarverbindungen, trieben Sport als Mitglied des STSV (Seminar-

Turn-und-Sport-Verein) oder waren Aktive im VdU (Verein der Ungeküssten) . . .

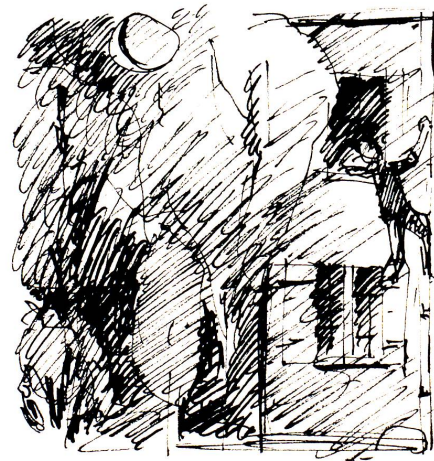
Strenge Sitten

Strenge Bräuche herrschten vor zwanzig Jahren noch am Seminar! Die folgende Begebenheit mag dies beleuchten: Es war an einem Samstag im September 1955, als ich mich zu lange auf dem Rorschacher Jahrmarkt aufhielt. Zu lange heisst: Wir hatten Ausgang bis sage und schreibe halb acht Uhr abends. Ich blieb an diesem schönen Herbstabend, an welchem um acht Uhr im Seminarpark noch die Primarschüler spielten, eine Stunde länger im Städtli und erreichte dann – um nicht erwischt zu werden, wie ein Dieb in der Nacht – durch ein abgelegenes Fenster kletternd meine Bude.

In solchen Fällen erschien zuweilen des Hauswarts Faktotum, Walter R., als hilfreicher Petrus mit den Schlüsseln zum Himmelreich und öffnete verständnisvoll den hinteren Eingang . . . Er war ein seelenguter Mensch, dem in dieser Hinsicht zahllose Semi viel zu danken haben.

Nun hatte ich jedoch die Rechnung ohne den Wirt, beziehungsweise den Fischer gemacht, der mich zu «nachtschlafender Zeit» auf dem Jahrmarkt herumtreiben sah – freundlich grüssend ging ich diesem Professor ins Netz!

Am Sonntag nämlich, als ich geschneigelt und gestriegelt am Abend wieder ausgehen wollte, erwartete mich der Herr Verwalter vor dem Speisesaal. Er fuhr mich an: «De . . . hät hüt obed sin Ausgang ka ond zwor gescht! Wenn bisch heicho?» «Am Viertel ab sibni», log ich. «Du lügscht», wettete Schrumm, «me hät dii emol noch de Achte





no gse im Dorf one! Chasch dii morn bim Herr Direkter verantworte!»

Dieser Fall kam dann tatsächlich vor den Lehrerkonvent, und in meinem Herbstzeugnis stand (was in den Zeugnissen von fünf anderen Schulkollegen auch noch zu lesen war): «Muss wegen Übertretungen der Hausordnung verwarnet werden.» (Aber in Religion hatte ich trotzdem zwei Sechser.)

Im erklärenden Begleitbrief der Direktion an meinen Vater vom 11. Oktober 1955 liest sich diese Affäre wie folgt:

«Dem Herbstzeugnis Ihres Sohnes haben Sie entnehmen können, dass wir ihn wegen Missachtung der Hausordnung verwarnen mussten.

Samstag, den 24. September 1955 hätte er um 19.30 Uhr zum Studium antreten sollen; er ist aber erst eine Stunde später erschienen. Als er vom Konviktleiter zur Rede gestellt wurde, erklärte . . . er wäre nur ein paar Minuten zu spät gekommen. Nachher musste er aber zugeben, sich auf dem Jahrmarkt herumgetrieben zu haben.

Auf Grund dieser Verfehlung hat der Lehrerkonvent beschlossen, Ihrem Sohn eine Verwarnung zu erteilen. Bei der gegenwärtigen starken Besetzung des Internats müssen wir verlangen, dass die Hausordnung genau eingehalten werde, da sonst die Belastung des Konviktleiters untragbar würde.»

Diese Zeugnisbemerkung machte vor allem meinem Vater grossen Eindruck und hatte eine sofortige und empfindliche Kürzung des Taschengeldes zur Folge. Meine Argumentation, das sei doch nicht so schlimm und überhaupt, auch Churchill z. B. sei nicht der beste und bravste Schüler gewesen, bewirkte keine Änderung des väterlichen Verdikts. Er sei, sagte er, zwar kein Prophet, glaube jedoch schon heute feststellen zu dürfen, dass aus mir kaum je ein Churchill werde – wo-

mit das Sackgeld vorläufig knapp blieb und mein Vater gottlob recht behalten sollte!

Weitere Folge dieser Bemerkungen in verschiedenen Zeugnissen war die Publikation neuer Gesetze durch den Lehrerkonvent: «Im Seminar ist es strengstens verboten, Pärchen zu bilden. Knaben und Mädchen sollen sich sittlich und moralisch in Zucht halten, um unter bester Atmosphäre ihre Tätigkeiten und Begabungen entfalten zu können. – Alle internen Schüler müssen um 22 Uhr das Licht gelöscht haben.»

Wohnen in der Stadt

Die Gestaltung der Zeit ausserhalb der Schule wurde wesentlich freier, als wir in der dritten Klasse halbextern in der Stadt wohnen durften. Als völlige Neuheit mieteten wir im März 1956 zu viert in einem prächtigen Patrizierhaus an der Mariabergstrasse 20 vom Baumeister Hans B. eine Dreizimmerwohnung.

Die Möglichkeit, dergestalt in Rorschach residieren zu können, verdankten wir in erster Linie der damals am Seminar stattfindenden «Umwertung aller Werte». Die Schülerzahlen stiegen von etwa 250 in den Jahren 1954 und 1955 auf 300 Schüler in den folgenden Jahren. 1957 waren von den 302 Schülern nur noch 96 im Konvikt untergebracht, wiewohl die Seminarleitung es «aus erzieherischen Gründen» noch immer begrüsst hätte, «wenn wenigstens alle Schüler der ersten bis dritten Klasse intern» hätten wohnen können. Dazu fehlte jedoch im alten Klosterbau der Platz.

Ich schrieb im April 1956 ins Tagebuch: «Der Schulbetrieb im Semi hat sich, seit ich vor zwei Jahren als schüchternen Erstklässler eintrat, bös geändert: viel mehr Schüler, zuwenig Schul- und andere Zimmer, viele Hilfslehrer, weniger Originale in der Art des Roman B., Seppli R., Kilian St., Zischi

usw. Jene schönere Zeit ist vergangen und kommt wohl nicht wieder.»

Trotz der Freiheit war für den Schutz unserer labilen Charaktere gesorgt: Die Wohnung im ersten Stock des Hauses gehörte dem Hausmeister, zu welchem wir alsbald sehr vergnügliche Beziehungen unterhielten, deren Höhepunkt ein Hausball in sämtlichen Räumen des Erdgeschosses und ersten Stocks am 6. Oktober 1956 war, an welchem ein Dutzend Pärchen teilnahm. Im zweiten Stock wohnte der kantonale Schulpsychologe, welcher es – so meinten wir wenigstens – auf sich genommen hatte, ein wenig auf uns zu schauen. Als Nachbarn hatten wir zudem den Religionslehrer, der ein Gleiches tat, und schliesslich schützte ein Paragraph im Mietvertrag gegen das, was nach der Meinung der Seminardirektion unserem Seelenheil am meisten geschadet hätte: «Die Mieter verpflichten sich ehrenwörtlich, in der Nachbarschaft mit Damenbesuchen kein Ärgernis zu erwecken.»

So gegen die Unbilden des Lebens ausserhalb des «Klosters» gefeit, liessen uns Direktion und Verwaltung in Gottes Namen in die Marienbergstrasse 20 einziehen, wo wir ein Jahr lang herrlich und in Freuden als Familie «Zizimüdi» lebten.

Leider verkaufte unser väterlicher Freund das Haus dem jetzt noch in dieser stattlichen Villa tätigen Arzt, und wir mussten ausziehen. An der Scholastikastrasse 36 fanden wir, in einem allerdings gänzlich faden Neubau, unser zweites Heim, wohin wir Ende Februar 1957 mit Ross und Wagen zügelten: «Kaum war es richtig Tag geworden, trabte der Bauer Egger mit seinen beiden Pferden daher und auf den grossen Tischwagen luden wir soviel Hausrat wie möglich, Kisten und Kasten, Tische und Stühle, Flaschen und Gläser (alles offen). Eine zweite Fuhre ward getätigt, nachdem wir an der Marienbergstrasse die

letzte Flasche Wein getrunken hatten. Ein Hornstoss, den Pum in die Gasse schmetterte, war das Zeichen zum Aufbruch. «Munter die Rosse trabten» und zu Klavierbegleitung sangen wir auf dem schwer beladenen Fuhrwerk mit fast tränenden Augen frohe Lieder. Aus allen Fenstern schauten die Leute, als unser mit Hüten und Mützen, Schirmen und Fahnen geschmücktes Gefährt, auf welchem so trefflich musiziert wurde, vor dem Wohnblock anhielt.» Vergrössert um ein Mitglied hiess unsere Familie nun «Zizimüdime». Als solche verlebten wir an der Scholastikastrasse, unweit der «Alten Oeli», die vierte Klasse. So hatte die letzte und wohl schönste Etappe am Seminar im April 1957 ihren Anfang genommen. Ich kann nicht behaupten, dass die Familie Zizimüdime zu einem Abschnitt im Bericht des Lehrerseminars über das Schuljahr 1957/58 nichts beigetragen hätte: «Die Erfahrungen mit dem Externat der 3. Klasse sind unerfreulich. Immer wieder müssen Seminaristen zur Rechenschaft gezogen werden, weil sie die ihnen zu früh gewährte Freiheit missbrauchen.» (Man beachte: Es ist nur von Seminaristen und nicht von Seminaristinnen die Rede . . .)

Aus späterer Sicht darf ich sagen, dass unsere Erfahrungen mit dem Externat sowohl der dritten als auch der vierten Klasse die allerbesten und hochehrfrohlich waren! Trotz allen gegenteiligen Erwartungen sind alle fünf Angehörigen dieser ehrenwerten «Familie» anständige Bürger und wohlbestallte Hausväter geworden; es sind immerhin drei Akademiker, ein Musikschul-Direktor und ein Primarlehrer sowie zum Wohlgefallen des Vaterlandes drei Offiziere daraus hervorgegangen . . .

Illustrationen Otto Rausch